

Nils Langhans: „Irgendwann kommt immer ein Meer“

Wichtig und zärtlich

Von Carsten Hueck

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 19.12.2025

Ein Sohn schreibt seinem verstorbenen Vater hinterher. Über das Freilegen von Erinnerungsschichten versucht ein junger Mann, das Leben seines Vaters zu rekonstruieren. Und thematisiert dabei auch die Möglichkeiten der Sprache. Ein ehrgeiziger und eigenwilliger Debütroman.

„Ich kann nicht über meinen Vater reden, ohne über mich selbst zu reden, so wie ich nie in den Spiegel sehen kann, ohne sein Gesicht zu sehen.“ Das schrieb der schottische Schriftsteller John Burnside 2011 in seinem Roman „Lügen über meinen Vater“.

Ob wir ihn lieben oder verachten, hassen oder bewundern – wir werden ihn nicht los, den Vater, auch wenn er alt ist und wir erwachsen sind, wenn er tot ist und wir allein sind. Kinder tragen ihre Eltern bis ans eigene Lebensende mit sich und werden – zumindest in der Literatur – nie fertig mit ihnen. Gerade in den letzten Jahren erschien eine Fülle von Väter-Büchern und von Mütter-Büchern, in denen sich Autoren und Autorinnen erzählerisch mit ihren Beziehungen zum jeweiligen Elternteil nach dessen Tod auseinandersetzen.

Marlen Höbrack schrieb darüber, wie sie die vollgemüllte Wohnung ihrer kaufsüchtigen Mutter freiräumen musste, Deniz Utlu porträtierte seinen von Schlaganfällen gelähmten Vater. Zsuzsa Bánk, Feridun Zaimoglu, Michael Lentz, Mely Kiyak und Maren Wurst – die Schar derjenigen, die einem verstorbenen Elternteil nachträglich ein Denkmal setzen, ist groß.

Erzählt aus der Vergangenheit heraus

Der Debütroman von Nils Langhans steht also in der Tradition solcher Nachrufe und Memoirs, die immer auch der Selbstverortung der Schreibenden im Porträt des Toten dienen.

„Der Pfarrer spricht von der Asche, die zur Asche soll, und dem Staub. Die Sonne lacht, wir halten uns. Irgendwann ist es vorüber. Seit diesen Tagen versuche ich zu vergessen, dass ich dich nicht wiedersehen werde; seit sechseinhalb Jahren versuche ich zu vergessen; ich flüchte vor mir und ich flüchte in mich hinein.“

Nils Langhans

Irgendwann kommt immer ein Meer

Schöffling & Co, Frankfurt am Main

125 Seiten

20 Euro

Der Autor, studierter Kommunikations- und Politikwissenschaftler, im Brotberuf Unternehmensberater, verlegt die Erzählzeit in jenen Zeitraum, in dem er Kind, Jugendlicher und Student war. Also in eine Zeit des stärkeren emotionalen Abhängigkeitsverhältnisses, des weniger stabilen eigenen Selbstverständnisses. Langhans versucht, ein Bild des Vaters, eines Finanzbeamten, zu rekonstruieren; zugleich ist er besessen davon, sich selbst zu erkunden. Dass er den Vater nicht erfassen kann, ist ihm dabei bewusst.

„Ein Satz ist kein Bild der Wirklichkeit, nur meiner Wirklichkeit: ich verfehle dich, Wort für Wort. Alles Schreiben ist ein Umschreiben: ein Abbild in Zeichen zu erzeugen bedeutet ein Bild zu erzeugen, ein neues.“

Ein Sprachexperiment auf dem Rücken eines Verstorbenen

Hier geht es nicht allein um Erinnerungen, sondern auch um das beständige Reflektieren, wie Erinnerungen zustande kommen und was sie aussagen. Darüber wie das Erinnern, wie Emotionen und Bilder nicht von der Sprache zu trennen sind. Wie diese sie erst schafft. Es geht auch um Sprachtheorie und darum, wie man Literatur herstellt.

„Dies ist nicht deine Geschichte; es ist eine Geschichte (meine Geschichte). Ich schreibe Fiktionen: das Ich, das hier spricht, ist eine Fiktion; ich habe noch nie einen wahren Satz geschrieben.“

Dieser Roman, über dessen Sätze die Autorin Dana Vowinckel sagt, sie seien „schön wie Diamanten“, ist ein ehrgeiziges Experiment mit Sprache auf dem Rücken eines Verstorbenen, aus dem Bauch eines Hinterbliebenen. Dieser untersucht, wie Haltbares entsteht, das dann bestenfalls noch funkelt. Stakkatohaft sind viele der Sätze hingehämmert, in der Dialektik von Aufschichten und Abtragen.

„Dann schlage ich, säge ich, hauen wir das Bäumchen kurz und klein“

„Wintermorgen, Dezember, es finstert.“

„Ich setze nicht zusammen, ich zerteile; zergliedere, zerschneide, zersetze.“

Energetisch aufgeladene Reihung von Eindrücken

Streckenweise liest sich der Text wie ein Langgedicht, wie spoken poetry. Die Erzählperspektiven wechseln. Ich, Du, Es, alles kommt zu Wort. Wiederkehrende Motive sind Enge, Angst und die Hautkrankheit des Vaters, die diesen seit Kindheit beeinträchtigt und die er auch dem Ich-Erzähler vererbt hat. Neben vielen persönlichen, auch intimen Momenten, beschreibt Langhans die Natur, Alltagsverrichtungen, Tagesabläufe. Der Vater am Wok, kochend, gemeinsamer Einkauf im Supermarkt. Die erste gemeinsame Flugreise, Fahrten im Opel Astra, das Abholzen des Tannenbaums zu Weihnachten.

Mit dem Aufzählen solcher Momente, der energetisch hoch aufgeladenen Reihung von Eindrücken und Erinnerungen, sprengt der Autor das Kontinuum der Erzählzeit, versucht die immer wieder benannte Angst und Enge im Leben des Verstorbenen formal zu durchbrechen. Es gelingen ihm Passagen großer Poesie, in der die Sprache selbst wild oder zärtlich wird. Aber auch die ein oder andere Plattitüde unterläuft ihm.

„Jedem Sein ist das Nicht-mehr-Sein eingeschrieben, von Beginn an.“

„Eine Haut ist eine Grenze zur Welt.“

Der Wille zur Sprachkunst ist unübersehbar in diesem Debüt. Und die Möglichkeit der Überreizung und Banalität ebenfalls.

„Die Tannen trugen weißes Kleid.“

Da will jemand sehr viel. Und alles auf einmal. Etwas weniger Druck, etwas mehr Ruhe hätte diesem Debüt gutgetan. Insgesamt aber sticht es im Reigen der literarischen Versuche, sich einem verstorbenen Elternteil zu nähern, hervor – durch Sprachkraft und Form.